

INTERVIEW: NINA VON HARDENBERG

SZ: Frau Franke, es gibt diesen Satz: „Hier möchte ich alt werden.“ Haben Sie das schon mal empfunden, vielleicht sogar in einem Heim?

Anke Franke: Nein, ich bin noch auf der Suche ...

Obwohl Sie selbst ein Pflegeheim leiten und sich so für das Thema einsetzen?

Wie die meisten von uns verdränge ich das, weil sich die Frage noch nicht stellt. Aber unser Ziel ist es, einen solchen Ort zu schaffen, wo wir unsere eigenen Eltern guten Gewissens hingeben könnten, und wo wir auch selbst gepflegt werden möchten.

Worauf kommt es bei einem guten Heim an?

Auf die richtige Haltung. Dass man die alten Menschen ernst nimmt, ihnen ihre Macken lässt und nicht etwa versucht, sie noch zu erziehen. Das fände ich ganz schrecklich. Und dass man sie nicht abschreibt, nur weil sie alt sind, sondern bei jedem schaut, was kann er oder sie noch beitragen.

Das heißt konkret?

Dass wir bis nach Holland gefahren sind, um gute Ideen zu finden, zum Beispiel einen Kleinbus, der bis zu vier Rollstuhlfahrer mitnehmen kann. Jetzt können bei uns auch Bewohner, die schlecht zu Fuß sind, mit zu unseren Ausflügen nach Bregenz oder in die Berge kommen.

Was noch?

Wir lassen die Bewohner auch mitentscheiden, was auf die Speisekarte kommt. Und wenn die Butter fehlt, können sie sie selbst in der Küche holen.

Ist das nicht selbstverständlich?

Sollte man meinen, aber die Abläufe in Pflegeheimen ähneln häufig dem Krankenhausalltag: Draußen hetzen die Pflegekräfte über die Flure und in den Zimmern langweilen sich die Bewohner. Wir wollen, dass die alten Menschen sich beteiligen. Kürzlich hatten wir ein Dankesfest für unsere ehrenamtlichen Helfer, da haben zwei Bewohner mit mir Musik gemacht, ich am Saxofon, sie haben getrommelt. Die eine ist schwer demenzkrank, aber den Einsatz schafft sie noch. Andere Bewohner haben die Gäste bedient. Die können kaum noch laufen, aber sie haben sich am Kuchenwagen festgehalten. Es ist wichtig für sie, auch mal was zurückzugeben.

Das klingt ja fast romantisch! Die Realität ist aber doch, dass keiner in ein Heim will, und dass jeder Angst vorm Alter hat. Angst davor, dass der Körper schmerzt und der Geist nachlässt ...

Dabei kann ein gutes Heim viel bewirken. Die Schmerzen und die Krankheiten sind nach unserer Erfahrung nicht das eigentliche Problem der alten Leute. Schlimmer sind die daraus entstehenden Gefühle wie Einsamkeit, Hilflosigkeit und Nutzlosigkeit. Eine gut geführte Einrichtung kann da ansetzen: Wenn ich eine Aufgabe habe, und sei es nur die Butter zu holen, bin ich nicht nutzlos. Wäre aber in einem klassischen Heim undenkbar, weil es die Strukturen auf den Kopf stellt. Da sind Küche und Pflege strikt getrennt.

„Es gibt zu wenig kompetente Heimleiter.“

Wenn es überhaupt eine Küche gibt ...

Auf die Küche würde ich nie verzichten. Allein der Duft, der durchs Haus zieht, wenn Plätzchen gebacken werden. Das ist doch Lebensqualität. Wir haben die Küche in das Pflegekonzept integriert. Die Köche kennen die Bewohner, fühlen sich mit für sie verantwortlich. Das ist für beide Seiten gut, auch fürs Personal. Wenn es dann heißt, wir brauchen einmal extra Haferbrei, ärgert sich der Koch nicht über Mehrarbeit, sondern er denkt, die arme Frau Schmidt hat wieder Magenprobleme. Das ist eben eine andere Haltung.

Woran erkenne ich als Laie ein gutes Haus?

Ich würde immer empfehlen, sich viele Heime anzuschauen, am besten unangekündigt. Riecht es nach Urin, wenn Sie reinkommen? Schlechtes Zeichen, dann werden die Einlagen nicht häufig genug gewechselt. Werde ich gegrüßt, wenn ich über die Flure gehe? Wie gehen die Pflegekräfte mit den Bewohnern um? Sehen die alten Menschen hilflos oder zufrieden aus? Ich glaube schon, dass man die Stimmung eines Hauses erspüren kann.

Wann ist der richtige Moment gekommen, um mit den eigenen Eltern über ein Pflegeheim zu sprechen?

Das ist schwer zu sagen, wir erleben gerade bei Demenz oft, dass die Kinder zu lange warten. Die sind dann schon völlig erschöpft, warten aber doch darauf, dass die Eltern das entscheiden. Dabei sind die dazu oft gar nicht mehr in der Lage. Es ist keinem geholfen, wenn sich die Kinder kaputt machen.

Sie haben vor zwölf Jahren die Leitung des völlig defizitären Maria-Martha-Stifts übernommen und es zu einem Haus gemacht, das für seine gute Pflege Preise gewinnt. Warum schaffen das andere nicht?

Es gibt zu wenig kompetente Heimleiter. Ich habe Betriebswirtschaft studiert und wäre normalerweise wahrscheinlich zu einer Bank oder ins strategische Management gegangen, wenn ich zu der Zeit nicht wegen meines Sohnes nach einer Teilzeitstelle gesucht hätte. Hier im Stift konnte mein Sohn mittagsessen. Meiner Meinung nach werden Heime zu oft nur verwaltet statt gestaltet.

Warum entscheiden sich so wenige gute Manager für die Pflege?

Ich glaube, die Heimleitung wird – wie die Pflege insgesamt – zu schlecht bezahlt, darum fehlt es vielfach an guten Leuten. Laut unserem Tarifvertrag erhält der Leiter eines mittelgroßen Heims mit sieben Jahren Berufserfahrung 57600 Euro brutto im



FOTO: FELIX KÄSTLE

ANKE FRANKE
ÜBER

P F L E G E

Kaum eine Heimleiterin ist in Deutschland so bekannt wie Anke Franke. In der Pflegebranche macht sie sich mit ihren Thesen regelmäßig unbeliebt.

Vor dem Interview fährt sie in ihrem Seat durch die Lindauer Innenstadt und parkt schließlich an einer Wiese am Stadtrand. „Wie finden Sie es hier?“, fragt sie erwartungsvoll. Man sieht: die Landstraße, Bahngleise und einen Bolzplatz. Franke sieht: einen guten Platz zum Altwerden

Zur Person

Anke Franke, 49, leitet seit zwölf Jahren das Maria-Martha-Stift in Lindau und plant derzeit Deutschlands vielleicht ambitioniertestes Altenwohnprojekt, das Demenzdorf Hergensweiler Heimelig. Die studierte Diplom-Betriebswirtin kam eher durch Zufall in die Pflege, weil sie als junge Mutter eine Teilzeitstelle suchte. Heute sagt sie, es brauche mehr kompetente Heimleiter. In ihrer Branche eckt sie immer wieder an, wenn sie sagt, dass gute Pflege auch mit dem vorhandenen Geld möglich ist. Ihr Heim wurde in den vergangenen Jahren mehrfach ausgezeichnet, unter anderem für die Verpflegung, als ausgezeichnete Arbeitgeberin sowie mit dem Altenpflegepreis 2014 für sein innovatives Pflegekonzept.

Jahr. Und führt dafür quasi ein mittelständisches Unternehmen. Es ist ein großer Fehler zu denken, Pflege kann jeder.

Nach der Schlecker-Pleite schlug die damalige Arbeitsministerin Ursula von der Leyen vor, die Verkäuferinnen könnten auf Pflege umschulen. Solche Ideen gibt es immer wieder.

Mich regt das auf, weil das den Pflegeberuf abwertet. Ich bin auch gegen ein verpflichtendes soziales Jahr in der Pflege. Das kann eben nicht jeder. Man braucht richtig gute Leute.

Was meinen Sie mit gut?

Die richtige Einstellung. Ganz am Anfang habe ich hier mal eine Pflegerin zu einer alten Dame, die auf die Toilette musste, sagen hören: „Lassen Sie es doch laufen, Sie haben ja eine Einlage.“ So etwas geht natürlich gar nicht. Wir lehnen viele Bewerber ab. Über gute freuen wir uns natürlich.

Aber es gibt doch zu wenig Pfleger ...

Darüber jammert die Branche gerne, aber man sollte sich fragen, ob das nicht auch an den Heimen liegt. Warum brechen so viele Schüler die Ausbildung ab? Weil sie in den Heimen verheizt werden, weil sie das, was sie in der Theorie lernen, in der Praxis überhaupt nicht umsetzen können. In der Pflegegeschichte in Wangen, wo unsere Auszubildenden herkommen, sind nur 14 von 30 Schülern in der Pflege geblieben. Zwei von ihnen kamen aus unserer Einrichtung. Bei uns bekommen die Mitarbeiter eine gute Anleitung. Das ist für mich auch eine Frage der Haltung. Wenn ich will, dass es unseren Bewohnern gutgeht, brauche ich motivierte Pfleger. Denen müssen wir dann aber auch was bieten.

Andere Heime werben Pflegekräfte aus Bosnien oder den Philippinen an.

Das kann doch nicht die Lösung sein. Man sollte sich lieber mehr um die bemühen, die hier sind.

Gesundheitsminister Jens Spahn hat jetzt die „Konzertierte Aktion Pflege“ ausgerufen und will gemeinsam mit allen Verbänden für den Pflegeberuf werben. Machen Sie solche Appelle manchmal müde?

Es werden ein paar gute Dinge angestrebt, zum Beispiel ein einheitlicher Tarifvertrag für die gesamte Pflegebranche. Der würde helfen. Aber wenn der Pflegeberuf nur durch neue Imagekampagnen und Hochglanzbrochüren aufgewertet werden soll, frustriert mich das.

„Gute Pflege ist auch unter den derzeitigen Bedingungen möglich.“

Was bieten Sie Ihren Mitarbeitern?

Zum Beispiel einen Gitarrenkurs. Zwölf Mitarbeiter haben mitgemacht. Das war ein super Team-Event und jetzt hängt in jedem Aufenthaltsraum eine Gitarre, und die Mitarbeiter singen mit den Bewohnern. Wir schauen, dass jeder sich einbringen kann. Eine Pflegehelferin leitet die Gymnastikgruppe, weil ihr das liegt. Eine andere, die gut mit Kindern kann, holt die Kindergartenkinder zur Musikstunde mit den Alten ins Haus. Der Hausmeister kommt mit zum Tanzen in die Tanzschule. Was glauben Sie, wie unsere Damen ihn dafür

noch mit Medikamenten ruhiggestellt. Und jeder zweite, der gehend in ein Heim kommt, ist nach einem Jahr immobil, kann also nicht mehr laufen oder stehen. Da frage ich mich, interessiert das keinen, oder sind wir schon so abgestumpft?

Es entstehen aber immer mehr kleine, familiäre Pflege-WGs für Demenzkranke. Ja, die sind zum Teil gut gemacht, aber glauben Sie nicht, dass die Bewohner da alleine rausspazieren dürfen. Da werden Türen mit Bücherregalfolien getarnt, damit die Bewohner sie nicht finden. Dabei haben gerade Menschen mit Demenz oft noch einen enormen Bewegungsdrang. Uns geht es um Freiheit. Wir planen ein Areal mit ebenerdigen Gebäuden, wo die Menschen sich frei bewegen können, weil alle Wege irgendwie wieder in die Dorfmitte führen.

„Wir haben die Bewohner mit GPS ausgestattet, aber eine ist auf die Gleise gelaufen.“

Trotzdem ist am Ende ein Zaun drum. Manche erinnert das an ein Ghetto. Ihr Vorbild, das Demenzdorf Hogewey in den Niederlanden, wurde deshalb viel kritisiert.

Von Leuten, die wahrscheinlich nie in einem normalen Heim waren. Hogewey ist toll gemacht. Mit flachen Wohngebäuden, die durch Höfe verbunden sind. Mit einem Konzerthaus, das allen offen steht. Jeder Hof ist anders gestaltet, so dass auf kleinem Raum ein Gefühl von Weite entsteht. Bei uns wird das Dorf zum Beispiel von einer Seite durch ein Fußballfeld begrenzt sein. Klar, dass da dann auch ein Zaun steht, aber der wirkt da natürlich, und dahinter kicken Kinder.

Sie planen Ihr Dorf 15 Kilometer außerhalb von Lindau. Gehören die Alten nicht in unsere Mitte?

Ein so großes Areal wäre in der Lindauer Innenstadt unbezahlbar. Und unser jetziges Heim ist zwar zentral gelegen, aber als klassisches Heim für Bewohner mit unbändigem Bewegungsdrang nicht geeignet. Eine Frau ist mal mit der Fähre bis über den Bodensee gefahren. Wir haben diese Bewohner mit GPS-Sendern ausgestattet, aber dann ist eine Bewohnerin auf die Gleise gelaufen. Sie musste danach in ein Heim, wo sie nicht mehr rauskam, obwohl sie vorher noch jeden Tag mehrere Kilometer gelaufen war. Wir fanden das ganz schlimm. Hergensweiler soll ein geschütztes Areal für diese Menschen werden. Wir holen lieber die Welt zu ihnen. Die Einrichtung soll sich für die Nachbarschaft öffnen mit einem integrierten Kindergarten, einem kleinen Lebensmittelgeschäft, Friseur und Biergarten, der von allen genutzt wird.

Wie würden Sie sich die Welt für die alten Menschen wünschen?

Es sollte so viele Angebote geben wie Lebensentwürfe. Gut wäre es etwa, wenn man Menschen, die alleine zu Hause leben, ein Essen in Gemeinschaft anbieten würde – statt auf Rädern. Wenn sie einsam sind, gehen so viele Kompetenzen verloren. Für einen ist die Demenz-WG richtig, für den anderen ein gutes Heim. Ich selbst träume noch von einem Haus am Strand in Südafrika. Ob das klappt?